Die Zwölfte.

Von Eugen Isolani.

Wie mein Freund Artur Liscow sich verlobte, das ist eine höchst drollige Geschichte.

Freilich, wer meinen Freund Artur Liscow kennt, würde das von vornherein voraussagen, denn Dr. Artur Liscow, wohlbestallter Oberlehrer, ist ein Original, und daß er das ist, weiß jeder, der nur eine halbe Stunde mit ihm jemals zusammen war. Dabei ist er gleichwohl ein sehr liebenswürdiger Mensch, ein Mann, der so recht dazu geschaffen scheint, eine Frau zu beglücken, tüchtig in seinem Fach und energisch seine Ziele verfolgend und dabei doch so gutmüthig, wie es sich nur die Besitzerin eines Pantöffelchens wünschen könnte.

Meiner Frau hatte es schon immer am Herzen gelegen, meinen Freund zu verheirathen. Bekanntlich macht einer Frau, die selbst glücklich verheirathet ist, nichts größeres Vergnügen, als die unverheiratheten Personen ins Ehejoch zu schmieden. Und meine Frau war denn auch die Veranlassung, daß ich mir meinen Freund einmal vornahm und über das Thema des Heirathens mit ihm verhandelte.

„Na ja," meinte er, „ich denke es mir ja ganz nett, eine eigene gemüthliche Häuslichkeit zu haben und dazu ein hübsches Weibchen, das darin schaltet und waltet. Aber wie soll ich denn heirathen? Ich kann mich doch nicht auf die Straße stellen und die erste beste fragen, ob sie meine Frau werden will!"

„Das sollst Du auch gar nicht, lieber Freund!" antwortete ich ihm, indem ich in meine Worte allen mir zu Gebote stehenden Ernst und Würde legte. „Nicht auf der Straße sollst Du Deine Zukünftige suchen, sondern in der Gesellschaft. Du wirst doch auch einmal zu einer Gesellschaft geladen!"

„Ja, deshalb komm' ich eigentlich heut' her! Ich erhielt eine Einladung zu einer Gesellschaft bei Euren Freunden Eschers."

„Na, siehst Du, alter Freund, das freut mich. Frau Escher hat sich neulich bei uns nach Deiner Adresse erkundigt. Sehr charmante, liebe Menschen, überhaupt ein gastfreundliches Haus, da wirst Du viel Leute kennen lernen! Da sind auch immer nette junge Mädchen, und da sollst Du nun die Augen offen halten! Es wäre sehr falsch, wenn Du Dich gleich auf die erste beste stürztest. Denn die erste wird Dir vielleicht nicht gefallen, die zweite wird gar nicht zu Dir passen und die dritte und vierte werden Dich nicht nehmen wollen! Du mußt Dich eben umsehen! Da wird vielleicht erst die zwölfte die Rechte sein!"

„Also, Du meinst, die zwölfte soll ich nehmen?" sagte er.

„Aber, was Du da nun wieder sagst! Wirklich, Du bist ein närrischer Kauz! Ich rede hier freundschaftlich zu Dir, wie ein älterer Bruder, und Du ziehst alles ins Lächerliche!"

„Das thue ich gar nicht, lieber Freund," meinte er, „aber Du weißt, ich bin etwas Fatalist! Du hast gesagt: die zwölfte wird vielleicht die Rechte sein! An die zwölfte, die mir bei Eschers begegnet, werde ich mich halten. Vielleicht war es ein Fingerzeig des Himmels, daß Du das so gesagt hast. Jedenfalls kann ich mir ja die zwölfte einmal genauer ansehen!"

„Meinetwegen thue das," sagte ich etwas ärgerlich, „aber, bitte, siehe Dir die anderen auch genau an. Bei einem Mädchen, das man heirathen will, kommt es nicht darauf an, daß es die erste und die beste ist, sondern sie muß zu einem passen. Sie muß Dir gut sein, und Du mußt ihr gut sein, das ist die Hauptsache!"

So sprach ich noch eine Weile fort, und mein Freund antwortete wohl auch auf dieses und jenes, aber ich konnte nicht entscheiden, ob er meine Erfahrungen ernst nahm oder sich über mich lustig machte, denn er kam immer wieder darauf zurück, daß er sich vor allem die Zwölfte aufs Korn nehmen wolle.

Dann kam meine Frau dazwischen; Dr. Liscow erkundigte sich, wie er es mit der Gesellschaft zu halten habe, denn er ist in allen solchen Dingen Barbar, und meine Frau hatte ihm einzuprägen, daß er zunächst bei Eschers eine Antrittsvisite machen und welche Toilette - Vorschriften er befolgen müsse. Dann ging er von dannen, und als ich meiner Frau erzählte, welche Unterredung ich mit meinem Freunde gehabt, meinte sie nicht mit Unrecht, daß sie Besorgniß habe, Liscow könne sich und seinen Freunden wohl noch mit seinen Eigenheiten einmal große Verlegenheiten bereiten.

Wir sollten bald genug erfahren, daß diese Besorgniß nicht ohne Begründung war.

Als wir zu Eschers zur Gesellschaft kamen, war Dr. Liscow bereits anwesend.

Wir traten in den Salon und begrüßten die Gastgeber; dann trat Dr. Liscow auf uns zu, küßte meiner Frau die Hand und flüsterte: „Sie sind erst die sechste!" Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, er sei ein Narr.

Dann aber kamen wir auseinander; wir wurden vorgestellt, begrüßten Bekannte und plauderten.

Liscow aber hielt sich bald wieder an unserer Seite und harrte sichtlich ungeduldig der Gäste, die noch kommen sollten, besonders der Damen.

Die nächste der eintretenden Damen wurde von ihm uns gegenüber als „siebente" bezeichnet. Es war ein bildhübsches Mädchen, dem Liscow sofort von der Frau des Hauses vorgestellt wurde, die ihn mit den Worten: „Kommen Sie, Doktor, ich muß Sie mit Ihrer Tischdame bekannt machen!" von unserer Seite holte.

Liscow plauderte auch ein wenig, und ich konnte mich nicht enthalten, meiner Frau zuzuflüstern: „Die wäre sicher nach seinem Geschmack; Artur liebt die Blondinen!"

Aber bald war er wieder bei uns, die hübsche Blonde begrüßte andere, ihr bereits bekannte Gäste, und als ich zu Liscow sagte: „Du bist doch ein Glückskind! Die schönste hast Du als Tischdame bekommen!" antwortete er mir: „Ja, schön ist sie allerdings! Aber was nützt es, sie ist ja nicht die zwölfte!"

Inzwischen war die achte und neunte und zehnte und elfte Dame gekommen; ich muß gestehen, obwohl ich der Ueberzeugung war, daß Liscow mit seinem Gerede von der zwölften nur einen Scherz mit mir machte, so war ich doch in größter Spannung, und ich sah es meinem Freunde an, daß er in einiger erwartungsvoller Aufregung war.

Da kam Frau Escher auf uns zu und sagte zu meiner Frau, aber so, daß alle Umstehenden es hörten und wohl auch hören sollten: „Wir erwarten nur noch einen Gast, eine liebe Freundin unseres Hauses, dann können wir zu Tisch gehen! Die Dame ist übrigens entschuldigt, wenn sie etwas später kommt, sie wollte eigentlich gar nicht erscheinen, und nur auf unsere Bitten thut sie es doch noch; sie ist nämlich heute Großmama geworden!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der erwartete letzte Gast trat herein.

Ich flüsterte meinem Freunde zu: „Die zwölfte!" — Du — heute Großmama geworden! Dein Fatum scheint Dir doch nicht günstig zu sein, Artur, halte Dich an eine andere Nummer!"

Dr. Liscow wurde der Antwort enthoben, denn wir wurden bekannt gemacht mit der neuen Großmama, die freilich für eine solche noch recht jugendlich aussah. Von allen Seiten gratulirte man ihr, und den ihr bereits Bekannten hatte sie zu versichern, daß Mutter und Kind sich wohl befänden, wie ja ihr Erscheinen in der Gesellschaft beweise.

Dann ging man zu Tisch. Liscow führte die ihm bestimmte Blondine, suchte sich seinen Platz mit ihr auf, ich suchte mit der mir zuertheilten Tischdame unsere Plätze, und als ich die gefunden und mich dann nach meiner Frau und nach Liscow umschaute, sah ich jene am anderen Ende der sehr langen Tafel, während mein Freund ganz in meiner Nähe, etwa vier oder fünf Plätze von mir entfernt, placirt war.

Kaum sah ich ihn, so begegneten sich unsere Blicke, und er rief mir halblaut zu: „Ich glaube doch an mein Fatum!"

Ich warf ihm einen fragenden Blick zu, da wies er auf den Platz zu seiner Linken, wo die — neue Großmama saß.

Ich zeigte nur bedeutungsvoll auf die Stirn und lachte dazu; bei mir war mir aber gar nicht so heiter zu Muth, denn ich kenne eben meinen Freund, und ich hatte vernommen, daß die junge Großmama eine verwittwete Frau Landesgerichtsrath Lynker sei, und wie ich nun einmal meinen originellen Freund kenne, würde er sich wohl nichts daraus gemacht haben, nicht nur junger Ehemann, sondern zugleich Großpapa zu werden. Er ist eben ein Original.

Und meine Besorgniß und Mißstimmung wuchs während der Tafel um so mehr, als ich die Beobachtung machen mußte, daß sich Liscow absolut nicht mit seiner schönen Tischdame unterhielt, dafür aber sich stets im lebhaftesten Gespräch mit der Nachbarin zur Linken befand.

Und das setzte sich dann auch so den Abend über fort. Es wurde nach der Tafel musizirt. Die schöne Blonde sang entzückend; ich holte Artur von der Frau Landesgerichtsrath und flüsterte ihm zu, er möchte wenigstens seiner Tischdame ein paar Artigkeiten sagen für den Kunstgenuß, den sie uns geboten. Das that er denn auch, aber man merkte ihm seinen Widerwillen dabei an, ebenso wie man der schönen blonden Sängerin von den Mienen, mit denen sie seine Komplimente aufnahm, leicht die Erwiderung ablesen konnte: „Bleiben Sie, wo Sie waren, mein Herr! Sie haben sich so lange um mich nicht gekümmert, so kann ich Sie auch weiter entbehren."

Kaum aber hatte er seine Phrasen gedreschelt, so war er wieder bei der zwölften, der Landgerichtsräthin.

Meine Frau war empört. Sie sagte zu mir, es sei ihr furchtbar peinlich wegen der Gastgeber, denn sie fühle sich wegen des durch uns gleichsam den Gastgebern bekannt gewordenen Dr. Liscow für diesen etwas verpflichtet, und nun benehme er sich geradezu skandalös, brüskire beinahe die Gäste durch sein Benehmen. Freilich auch die Frau Landgerichtsrath Lynker tadelte meine Frau; sie fand es unerhört, daß diese alte Dame, — wenn sie auch noch jung aussieht, eine Großmama ist doch immerhin eine alte Dame, — einen jungen Mann so mit Beschlag belege.

Indessen war nichts dagegen zu machen. Ich suchte wohl Dr. Liscow zu sprechen und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es sehr eigenthümlich berühre, wenn man sich so ausschließlich mit einem Gaste den ganzen Abend über beschäftige; ich hatte auch den Erfolg, daß er sich ein Weilchen mit anderen unterhielt, aber sehr bald wieder sah man ihn im Gespräch mit der Landgerichtsräthin, und als diese sich zeitiger als die anderen Gäste empfahl — nach den mancherlei Aufregungen, die dieser Tag für sie gebracht — hatte er sogar die Absicht, sich ihr anzuschließen, was aber die Frau Großmama ganz energisch ablehnte, da sie keiner Begleitung bedürfe.

Jedoch, wie das so bei Gesellschaften geht: hat erst einer einmal angefangen, so brechen bald alle auf, und es dauerte daher nicht lange, daß wir uns auch empfahlen, als die meisten gingen, auch Liscow, der uns unten nur noch versicherte, daß er sich seit Jahren nicht so gut amüsirt habe, wie diesen Tag.

Da gerade eine Droschke kam, so stiegen meine Frau und ich ein und fuhren nach Hause. Ich konnte meinen Freund deshalb nicht gleich abkanzeln, aber ich nahm mir vor, es bestimmt zu thun, wenn er das nächste Mal zu uns kommen würde.

Damit ließ er nun freilich diesmal sehr lange warten; sonst pflegte er mindestens wöchentlich einmal zu kommen! Jetzt waren bereits sechs Wochen seit der Gesellschaft verstrichen. Da tauchte er plötzlich auf.

„Na, läßt Du Dich auch einmal sehen, Artur!" rief ich ihm entgegen.

„Ja, um Euch zu erzählen, daß ich mich verlobt habe. Ihr seid die Ersten, die es erfahren sollen."

„Du verlobt?" sagte ich. „Also hat Dich die Blondine doch noch eingefangen?"

„Keine Spur," lächelte Dr. Liscow, „meine Braut ist die „Großmama", die verwittwete Landgerichtsräthin Lynker. Genau so, wie Du es mir prophezeit hast: die zwölfte!

„Unmöglich!" rief meine Frau entsetzt. „Das ist direkt absurd, oder Du willst uns foppen!" sekundirte ich entrüstet.

Doch mein Freund lächelte nur immer. „Keines von beiden," fuhr er dann fort. „Aber warum soll es nicht auch zu einer guten Ehe führen, wenn die Frau um einige Jahre älter ist als der Mann? Ich bin ein durchaus innerlicher, weltfremder Mensch, für den der rauschende, brausende Lebensstrom da draußen keine Lockungen hat. Deswegen habe ich mich auch immer gescheut, mit all den jungen, daseinsfrohen Fischlein, die so munter darin herumplätschern, in Berührung zu kommen. Nein, was ich brauche, ist eine liebevolle, starke und sichere Hand, die mich durch alle Klippen und Fährlichkeiten leitet, ein Wesen, das mich gleichsam — — — bemuttert. Hahaha, da habt ihr's! Als ich Grete zum ersten Male sah, wußte ich sofort: die ist die rechte, und ich habe ohne langes Besinnen zugegriffen. Ihr mögt sagen, was ihr wollt, ich glaube nun eben an ein Fatum!"

Dr. Liscow hat recht behalten. Die kurz darauf in aller Stille geschlossene Ehe wurde eine der glücklichsten, die ich kenne, und der junge Gatte war ein ebenso musterhafter Ehemann wie Großvater. Ich aber habe mich gleichwohl gehütet, künftig wieder das Fatum zu spielen.

Korrigirtes Orakel.

„Sagen Sie mal, Herr Wamplhuber, warum haben Sie eigentlich da unten den überschüssigen Knopf, wo doch gar kein Knopfloch vorhanden ist?"

„Der is gar net überflüssig! Wissen's, wenn i am Abend im Gasthaus an die Knöpf zählt hab: ja — nein — ja, nein, ob i no a Maß trinke derf, nacha is alleweil mit nein ausganga. Drum hab i mir den Knopf da hernähen lassen, schaun's, jetzt geht's alleweil mit ja aus!"

— Prosaisch. Edgar: „Nun, so niedergeschlagen? Hast wohl bißchen Weltschmerz?" — Rudi: „Nee, Geldschmerz."

— Kleines Gespräch. „Sie war'n ja in Berlin, Herr Huber? Na, wie hat's Ihnen denn dort g'fall'n?" — „O mei, da san ja beinah' mehra Preiß'n wia bei uns in München!"

— Nach der Kirchweih. „... Ist auch viel verzehrt worden?" — „Na, ich sag' Ihna, 'n Salat haben wir in der Badewann' machen müssen!"

— Einwand. „Ihr Töchterchen, Herr Kommerzienrath, hat sehr gute Anlagen — nur rechnen kann sie nicht!" — „Wie haißt: rechnen kann se nicht?! Rechnen kann se auf ä' halbe Million!"

Die Furt des Junkers.

Nach einer alt-französischen Legende von Paul de Garros.

Im Herzogthum Berry lebte vor Jahrhunderten ein mächtiger Seigneur. Er nannte sich Gilles de Pont-Brian. Sein Schloß saß wie ein Raubvogel auf der Höhe eines klüftigen Felsens, der den munterfließenden Cher beherrschte.

Der Junker hatte eine Tochter. Mahaut de Pont-Brian war schön. Wer sie sah, liebte sie und konnte sie nicht mehr vergessen.

Sie hatte Goldhaar, das sich in schweren, glänzenden Zöpfen unter der steilen Haube hervorwand. Ihre Augen waren hellflüssiges Blau, und die Haut ihres Gesichts war weiß wie der Kelch der großen, süßen Lilien, mit denen sie an den heiligen Tagen den Altar unserer lieben Frau zu schmücken pflegte.

Mahaut de Pont-Brian war schön. Mahaut de Pont-Brian war gut. Sie war das Heil der Leibeigenen, über die der Baron ein hartes Regiment führte.

Jeden Morgen verließ das tugendhafte Fräulein das Schloß, um den blanken Zelter zu besteigen und mit ihrem Pagen die Hütten der Bauern zu besuchen. Sie griff das Almosen aus der Geldtasche und sprach die weichen Worte, die den Geschlagenen wohlthun.

Und kehrte sie zurück, so suchte sie — doch allzu oft vergeblich — die erbarmungslose Rohheit zu sänftigen, mit der der Herr die unglückseligen Erbknechte mißhandelte.

Arme Mahaut ... Ihr Mitleid dachte nie an sie. Und dennoch war ihre Seele traurig — weinte, weil sie liebte.

Der, den Mahaut de Pont-Brian liebte, war ein schöner Kavalier ohne Furcht und Tadel. Aber er war arm. Sein einziger Reichthum war seine Jugend — seine einzige Hoffnung seine Ritterschaft.

Diese Liebe war nicht neu. Aimery de Naillac war noch ein Knabe gewesen, als er angefangen hatte, das Schloß Pont-Brian zu besuchen.

Er wohnte am anderen Ufer des Flusses. Der Weg von dort nach Pont-Brian ging über eine Furt. Die Furt gehörte dem Schloßherrn zu Pont-Brian und war schlecht gehalten. Aber der junge Edelmann ließ sich nicht anfechten — weder durch Regen, noch durch Hochwasser. Er hätte zwanzigmal das Leben gewagt, um die einmal zu sehen, deren Bild in seinem Herzen war.

Aus diesem täglichen Zusammensein keimte den Kindern eine namenlose Zärtlichkeit. Und als sie reiften, war diese Zärtlichkeit eine große und reine Liebe.

Aber Gilles de Pont-Brian war reich. Er wollte, daß sein Kind — seine einzige Erbin — einen reichen Nachbar heirathe, dessen Ländereien mit dem Gebiet von Pont-Brian eine der stolzesten Seigneurien Frankreichs bedeuten mußten ....

Der Gemahl, den der Baron der Tochter gönnte, war Godefroy de Chauvigny — ein Herr von fünfzig Jahren, der ausgedehnte Güter besaß und nur drei Leidenschaften kannte: Jagd, Schach und Meth.

Tag für Tag erschien Godefroy auf Pont-Brian, um mit seinem Freund Gilles zu zechen und zu spielen. Die beiden kannten keine angenehmere Geselligkeit. Insgeheim war Godefroy auch von der Schönheit des Fräuleins angezogen. Er erkannte bald, daß Gilles ihm die Tochter gern gäbe — und eines Tages beschloß er, die Verbindung wahrzumachen.

Man schrieb das Ende des December.

Ob man nicht den Dreikönigstag benutzen könne, um eine festliche Verlobung zu feiern? Der Vater der Braut müßte einen Schmaus mit Gästen halten, und am Schluß, wenn der Pfarrer das Benedicte gesprochen hätte, würde der Freier dem Fräulein den Ring an den Finger stecken.

Gilles ging entzückt auf diesen Vorschlag ein, und die Sache war abgemacht.

Fehlte nur noch eins: die Meinung des Fräuleins. Mahaut hatte sich Aimery verlobt — nichts sollte sie ihres Schwurs entbinden können.

Eine Woche vor dem Tag der heiligen drei Könige theilte ihr der Vater seinen Entschluß mit. Sie erwiderte mild:

„Messire — das kann nicht sein. Ich will mich nicht verheirathen."

„Du willst nicht ...?"

Der Junker raste.

„Nein — ich würde mich eher in's Kloster zurückziehen."

„Teufel und Höllenbrand — du Eidotter, was für Flausen sind das? Du willst von meinem würdigen Freund Godefroy nichts hören, weil du dich in den grünen Aimery vergafft hast — das ist alles!"

Mahaut wurde roth und verlegen, sammelte sich aber rasch und wiederholte mit fester Stimme:

„Ich möchte mich dem Himmel verloben, ehe ..."

„Du den Herrn auf Chauvigny heiratest. Das wollen wir abwarten."

Der Baron sagte kein Wort weiter. Er hatte seinen Gedanken.

Während Mahaut sich in Thränen in die Schloßkapelle flüchtete, ließ der Junker satteln. Er begab sich schleunigst zu seinem Freund.

Sie beriethen bei verschlossenen Thüren. Niemand wußte, was sie verhandelten. Man erfuhr blos eins: daß die Gevattern beschlossen hatten, am Tag der Könige ein Gastmahl abzuhalten.

Aber die beiden wollten mehr. Das Uebermaß des Hohnes zu erleben, sollte Aimery de Naillac unter den Gästen sein. Er würde sicher eine Ueberraschung vermuthen und nicht verfehlen, zu erscheinen. Oder doch ....? Die Furt der Cher — der einzige Weg, war in der Jahreszeit gefährlich ... und vielleicht konnte man ein übriges thun — der Wirkung des Strudels nachhelfen ...

Der Baron kam recht heiter zurück und beschäftigte sich aufgeräumt mit den Vorbereitungen für den Epiphanientag.

Schon mit dem Morgen des Sechsten Jänner erschien die glänzendste Gesellschaft im Hof des Schlosses Pont-Brian. Der ganze Adel der Nachbarschaft ritt ein.

Godefroy de Chauvigny stak in einem Wams von karmesinrothem Sammt, strahlte vor Vergnügen und überlah die Blässe auf dem Antlitz der schönen Mahaut.

Um fünf Uhr des Abends setzte man sich zu Tisch. Die Tafel war üppig beladen. In der Mitte saß auf silberner Platte der Dreikönigskuchen.

Und es ging los.

Mahaut war weiß und unruhig. Sie saß neben dem Sire de Chauvigny, dessen Nähe sie folterte. Und wie der Schmaus voranging, wurde das Fräulein unruhiger und unruhiger. Ihre Blicke gingen über die Gesellschaft. Der, den sie suchten, war nicht darunter.

Zwei Stunden — drei Stunden ... Aimery de Naillac blieb aus.

... der Kuchen kam daran. Godefroy wurde Bohnenkönig und erhob sich, die Bohne dem Schloßfräulein anzubieten. Da ließ sich ein Lärm vernehmen — Godefroy hielt inne ... In diesem Augenblick rannten Kammerdiener entsetzt in den Saal herein — der junge Chevalier de Naillac sei im Cher ertrunken ... Bauern seien auf seine Hilferufe herzugeeilt ... hätten aber nichts ausrichten können ... hätten soeben, nach zwei Stunden Suche, den Leichnam geborgen ...

Die Gesellschaft verlor die Besinnung. Nur Gilles und Godefroy behielten die Ruhe — und wechselten einen bedeutungsvollen Blick.

Mahaut benutzte den Augenblick der allgemeinen Verwirrung, um zu entfliehen und dahin zu eilen, wohin ihr Herz sie trieb.

Ihre Abwesenheit wurde nicht sogleich wahrgenommen. Sobald man das Fräulein vermißte, stürzten die Kavaliere hinaus, zu forschen und zu retten. Man befragte die Diener, schaute in allen Winkeln des Schlosses nach, suchte die ganze Umgegend ab — das Fräulein war nirgends zu finden.

Das Schloß hatte sich beruhigt. Nach den entsetzlichen Ereignissen hatte jeder Gast das Schloß verlassen.

Nach dem jähen Abschluß des Festes blieben einzig Gilles und Godefroy beisammen. Von Angst gepeinigt saßen sie wortlos in ihren Lehnstühlen. Plötzlich verfärbte sich Chauvigny. Er suchte nach Luft, erhob sich schwer, um an's Fenster zu stürzen — seine Kniee versagten, und er schlug hart auf die Fliesen. Er wand sich in Krämpfen, und Silbe für Silbe brachte er die Worte hervor:

„Pest und Tod ... ich bin ... zu ... Ende ... Rache des ... Himmels ..."

Gilles zuckte zusammen und rannte nach Hilfe. Als er wiederkam, war Godefroy todt.

Am anderen Tag fanden die Reisigen des Barons das todte Fräulein im Schiff des Cher.

Der Baron aber wurde vom Wahnsinn ergriffen, als er die Leiche seines Kindes sah. Von dem Tag an lief er erbärmlich im Schloß herum. Er schleppte das Gewicht des Gottesgerichts am Fuß .....

Seit diesen schlimmen Ereignissen geht im Volk der alten Seigneurie eine Sage um. Jedes Jahr schwimmen in der Nacht des Dreikönigstages zwei weiße Körper auf den Wassern des Cher — dort, wo die Furt des Junkers gewesen ist. Es sind die Seelen der beiden Liebenden. Noch nach Jahrhunderten irren diese Seelen jammervoll um die Stätte, an der ein arges Verbrechen die Lebenden auseinanderriß.

Die Sage weiß noch eins. Wenn heute zwei Liebende sich durch Zufall im Mondschein dort verlieren, so ist es um ihr Glück geschehen — und Niemand kann das Unheil abwenden, das ihren Häuptern beschieden ist.

— Lakonisch. „Wie hat es Ihnen bei dem „Ths danfant" gefallen?" — „Schlecht: Thee zu dünn, — Damen zu dick!"

— Ganz raffinirt. „Der Schutzmann sieht aber auffallend intelligent aus." — „Das ist auch gar kein Schutzmann, sondern ein Geheimdetektiv. Damit man ihn aber nicht erkennt, hat er eine Uniform an."

Die Rothleine.

Skizze von Ellen Birr.

Der alte Baumann führte trotz seiner 70 Jahre ein strenges Regiment auf seinem Hofe.

Ein stattlicher, großer Erbhof war es und es mochten wohl an die zwanzig Jahre her sein, daß der Alte nicht mehr von seinem Hofe heruntergekommen war.

Früher ja, da ging er auf die Jagd, war wohl auch hie und da einmal nach Hamburg oder Hannover hinübergefahren, böse Zungen behaupten sogar, daß seine selige Alte zu ihrer Eifersucht recht viel Ursache gehabt habe — jedenfalls, heut ist er zahm geworden, und Niemand bringt ihn noch einmal auf die Eisenbahn.

Seine zwei flotten Jungen hatten höllischen Respekt vor dem Alten, Pumpversuche prallten an ihm ab, das hatten sie zur Genüge erfahren, und fürs Schuldenmachen hatte er gar kein Verständniß und verstand auch nicht den kleinsten Spaß.

Einmal war ihm der Assessor mit Schulden gekommen. Der Alte hatte seine buschigen Augenbrauen zusammengezogen und ihm die Leviten gelesen, daß er noch oft Nachts davon geträumt hatte.

Da kam der Jüngste, der Leutnant, einmal aus seinem Jägerregiment nach Hause. Der Aelteste, der Erbe des Hofes, der Landwirth, und der Alte saßen Abends in dem großen, behaglichen Jagdzimmer und hörten zu, was das Nesthäkchen alles für Neuigkeiten aus der Welt zu erzählen wußte.

Und er erzählte von diesem und jenem und von dem bequemen Reisen heutzutage, von dem „D"-Zuge, in dem er immer nach Hause kommt, wo es sich so gut darin fährt, wo man im Speisewagen, wie im Restaurant bequem sitzend, liebliche Gegenden an sich vorüberziehen läßt und sich gütlich thut an Speise und Trank und skatspielend sein Ziel erreicht, ohne zu wissen wir.

Der Alte horchte auf. Das gefiel ihm, das hätte er gern mal gesehen. Rothspon, Cigarren und schöne Frauen, die drei verachtete er noch lange nicht. „Kommt doch mal mit nach Hannover, Vater!" rief er und blinzelte dem Bruder verschmitzt zu. Der verstand „a tempo", und Beide bearbeiteten den Alten so lange, bis bei ihm schließlich alle Bedenken schwanden und er seine Zusage gab, am andern Morgen mit dem fahrenden Restaurant nach Hannover zu fahren.

Die Jungen freuten sich wie die Schneekönige, denn wenn der Alte ein bißchen zuviel getrunken hatte — das war der rechte Moment, um ihm ein bißchen was abzuknöpfen. Und daß diese Voraussetzung eintraf, dafür würden sie schon sorgen.

Andern Tages wurden die Pferde vor die Karosse gespannt, Papa Baumann holte seine Staatsjoppe aus dem Schrank und zog die gelben Ledergamaschen an — forsch sah er aus — und wohlgelaunt fuhren Vater und Söhne durch die Heide bis zur nächsten Bahnstation, bis Lehrte, wo der Zug Berlin—Paris durchkam.

Der Alte wollte sofort in den Restaurationswagen steigen und war höchst unwillig und aufgeregt. Und daß er erst im Coupé seinen Platz haben mußte, und er für diesen seinen bezahlten Platz auch noch eine Platzkarte kaufen müsse, das ging ihm vollends nicht in seinen harten Schädel. Er schimpfte despektirlich wie ein Heide.

Endlich war es so weit, von beiden Söhnen sorglich gehütet, erreichte er endlich das Ziel seiner Wünsche — den Speisewagen. Die drei Hünengestalten füllten den ganzen engen Raum.

Der eine schob einen Stuhl zurecht — da huschte ein spöttisches Lächeln über des Alten Gesicht: Da war ja die Klingel für den Kellner, grad' über ihm! Das war ja ganz einfach, die Jungen dünkten sich doch gar zu überlegen; er wollte ihnen schon zeigen, daß er sich noch zurecht fand auch in der Welt — damit reckte er seinen Arm in die Höhe und zog — — die Rothleine.

Ein schriller Pfiff, und mit einem gewaltigen Ruck stand der Zug. Schaffner liefen hin und her, alles schrie und fragte durcheinander — — und der alte Baumann mußte 100 Mark Geldstrafe bezahlen.

Wie konnte er den kleinen, erbärmlichen Knopf am Fenster denn für eine Klingel halten? So was gab es auf dem Heidehof in der Lüneburger Heide nicht.

Aus dem Pumpversuch ist nichts geworden, der Leutnant kam für lange Zeit nicht heim, und wenn der Alte jetzt Abends auf seiner Diele sitzt, vor sich den zinnernen Weinkrug, die Pfeife im Munde und die Karten in der Hand — dann schlägt er zuweilen mit der Faust auf den Tisch und schimpft und flucht auf die neumodische, verrückte Welt, daß es weithin über die stille Heide dröhnt und die äsenden Rehe erschreckt in den Wald flüchten.

— Erkannt. Vater: „Wo hörst Du römisches Recht?" — Studio: „Beim Professor Hof — Hof —" — Vater: „Na ja, Hofbräuhaus!"

Schottischer Witz.

Der schlagfertige Witz der Schotten, der sie selbst vor den Schranken des Gerichts nicht verläßt, wird durch Anekdoten des Sheriffs Guy, eines wohlbekannten schottischen Richters, lustig veranschaulicht. Einmal nahm ein Anwalt in Dunblane eine gescheite junge Lehrerin in ein scharfes Kreuzverhör, konnte aber nicht das Geringste aus ihr herauskriegen. Sie war ihm völlig gewachsen. Endlich, ein wenig pikirt, meinte der Anwalt: „Fräulein Soundso, Sie sind wirklich sehr klug". Die Lehrerin antwortete mit lieblichem Lächeln: „Wie schade, daß ich unter Eid stehe, sonst würde ich Ihr Compliment erwidern."

Auch eine Ausrede.

Wachmann (zu einem Wilddiebe, den er mit Gewehr im Forst antrifft): „Was machen Sie hier mit der Flinte im Revier?"

Wilderer: „Ich — ich wollte mir das Leben nehmen!"

Verbessert.

„Ist Ihr Sohn noch Reisender in Margarine?"

„Nein, der hat sich verbessert, er reist jetzt in Naturbutter."

— Verdächtige Gebelaune. Schwiegersohn: „Was meinen Sie dazu, liebe Schwiegermutter, ich möchte Ihnen gerne eine Flugmaschine schenken?"

— Immer in Gedanken. — Professor: „War jemand da?" Diener: „Niemand." Professor: „Ist er schon wieder fort?"

— Sport. Mein Freund hatte sich ein Automobil angeschafft. Siebzig Pferdekräfte. Tip-Top. „Na, wie bist Du mit der Maschine zufrieden?" fragte ich ihn nach einiger Zeit. „Kann nicht sagen. . . ich bekomme mein Auto fast nie zu Gesicht." „Was heißt das?" fragte ich erstaunt. „Je nun", entgegnete mein Freund, „entweder ist mein Auto in der Reparatur oder ich."

Eine mißlungene Freiübung.

„Also, Schulze, jetzt kommen wir zur Kniebeuge. — — Wollen Sie mir das

ganz exakt nachmachen!"

— Ermunterung. „Was meinen Sie, wenn ich mein Drama auf einen Akt reduziren würde?" „Da würde ich sehr rathen, es wäre ein Gnadenakt."

— Annonze. Gebrauchtes Auto zu verkaufen. Besichtigung im Graben an der Lochhausener Chaussee, zehn Schritte von den großen Pappeln entfernt.